

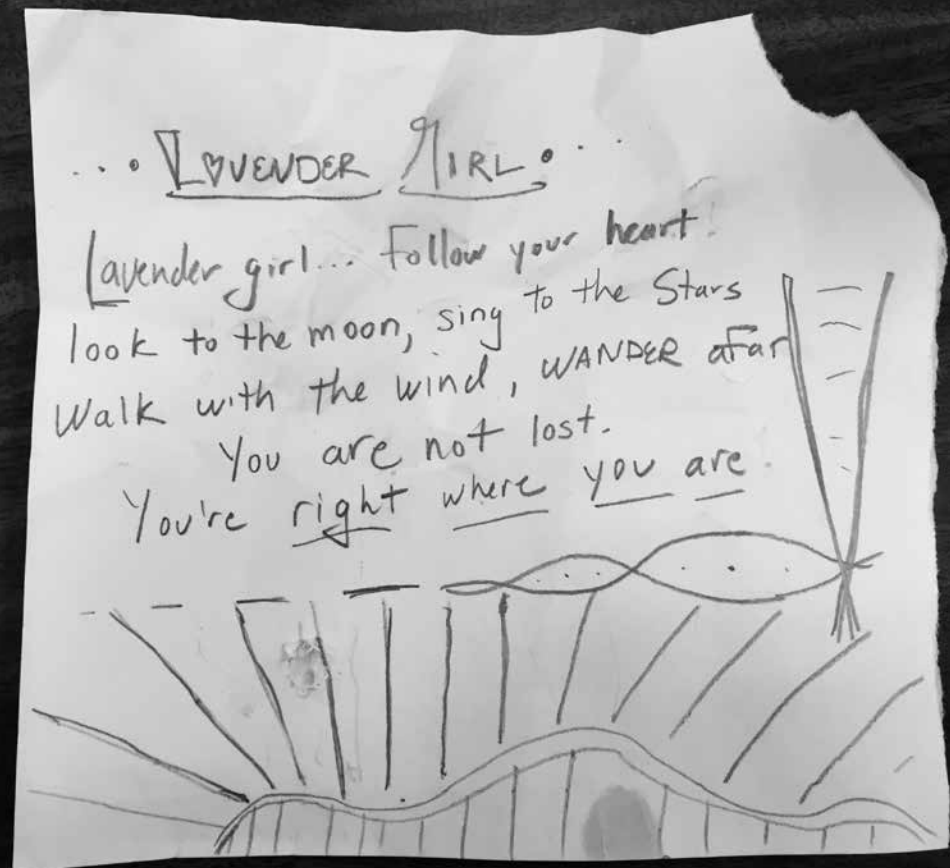
BY MYSELF

se-Eier-Mischung auf einen Teller. Ich nehme den Teller mit dem eilig zubereiteten Essen, stelle ihn auf den Couchtisch, sinke aufs Sofa und greife zur Fernbedienung. Der Fernseher geht an.

Als der Bildschirm zum Leben erwacht, beuge ich mich vor, beiße in ein warmes, mit Butter bestrichenes Toast und kaue geistesabwesend. Als das Menü von Netflix erscheint, klicke ich auf Teil 6 der 5. Staffel der Serie, die ich weiterschauen möchte, und drücke auf PLAY. Während des Vorspanns sehe ich mich im leeren Haus um und spüre plötzlich ein Gefühl von reinem, unbeschwertem Glück. In der Hand ein Bier, das Essen auf dem Tisch, die Lieblings-Serie läuft. Keine Ablenkung. Mit niemand die Fernbedienung teilen müssen. Kein Zwang zum Aufräumen.

Ich bin frei, ich kann vollkommen abschalten.

Ich weiß nicht, ob man Glück mit Geld kaufen kann, aber gegenwärtig ermöglicht mir Geld ein Zuhause ohne Mitbewohner. Und ich bin zu der Erkenntnis gelangt, dass das praktisch gleichbedeutend ist.



MONTAG, 12. JANUAR

DAS EINZIGE NATÜRLICHE LICHT, dass heute auf meine Haut fällt, ist das feine, gedämpfte Licht des wie mit Zuckerwatte gefärbten Sonnenuntergangs, dem ich auf dem Weg nach Hause entgegengehe. Obwohl der kürzeste Tag des Jahres bereits vorbei ist, gehe ich noch immer im Dunkeln zur Arbeit. Wenn ich am Ende meines Arbeitstages mein Büro verlasse, kann ich mich gerade noch von der Sonne verabschieden. Der Mangel an Sonnenlicht macht mich träge und leicht deprimiert, aber es gibt doch einen kleinen Trost in dieser verschneiten Dunkelheit: Die Häuser sind noch immer weihnachtlich geschmückt und leuchten feierlich in der Abenddämmerung. Mit den bunten Lichtern um mich herum fühle ich mich nicht ganz so einsam.

Bemerkenswert ist meine alltägliche Routine nur durch ihre Gleichförmigkeit: Ich stehe auf, gehe zur Arbeit, und wenn die Sonne untergeht, kehre ich in meine leere Höhle zurück. Ich habe mich an die ruhige Einsamkeit zu Hause gewöhnt, mich in der bequemen Lethargie eines zeitweiligen Winterschlafes eingerichtet. Wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, bereite ich ein einfaches Gericht zu oder wärme Essensreste auf und verzehre sie in der Gesellschaft der sinn-

reichen Protagonisten einer der Fernsehserien, die mir meine Freunde gerade empfohlen haben.

Diese Serien ähneln einer Nachspeise, sie stellen den letzten Teil meiner alltäglichen Routine dar, sie sind mein persönliches kleines Laster. Mein überbeanspruchtes Gehirn findet nach einem anstrengenden Tag durch diese geistlose Unterhaltung seine Ruhe. Ein bis zwei Stunden genügen, um mich zu entspannen und mein Gehirn wieder in Gang zu bringen. Es fühlt sich gut an, ich betrachte es als eine Form von Selbstpflege.

Aber heute Abend kann ich die Serie aus irgendwelchen Gründen nicht richtig genießen. Nicht weil sie langweilig ist – die ersten zwei Folgen fand ich wirklich gut – aber ein Gefühl innerer Unruhe, dem dunklen Schatten von Langeweile gleich, verhindert, dass ich ins angenehme Zen einer Art Fernseh-Trance versinke. Es ist egal, welche Serie ich schaue – ich spüre Desinteresse und Angst.

Ich greife zu meinem Smartphone und scrolle eine Weile gedankenlos durch die Apps der sozialen Netzwerke. Die Nacht dämmt langsam vor sich hin, niemand scheint irgendetwas Interessantes zu unternehmen, nichts erregt meine Aufmerksamkeit.

Bevor ich mich dazu hinreißen lasse, die ungelesenen E-Mails in meinem Arbeits-Postfach zu lesen, lege ich das Smartphone zur Seite. Eigentlich will ich gar nicht ausgehen, ich möchte keine Musik hören und mein ausgebranntes Gehirn hat kein Interesse, heute noch etwas zu lesen. Ich schaue mich um.

Was möchte ich eigentlich gerade tun?

Ich verfüge über ein Übermaß an persönlicher Freizeit und die Unfähigkeit, mich zu entscheiden, was ich eigentlich will, ist mir fremd. Ich kann mich nicht daran erinnern, jemals so gelangweilt gewesen zu sein oder ein so allumfassendes Gefühl von Desinteresse gespürt zu haben. All die ungenutzte Zeit fühlt sich extrem dekadent an – und gleichzeitig beängstigend. Ich kann eine solche Form des Luxus überhaupt nicht genießen.

Ich bin von meiner eigenen Gesellschaft gelangweilt und weiß nicht, was ich mit mir selbst anfangen soll. Je länger ich auf meinem Sofa sitze und überlege, was ich tun soll, desto schuldiger fühle ich mich. Es ist, als ob ich wertvolle Zeit verschwende, als ob ich den Freiraum, den ich mir hart erarbeitet habe, nicht voll auf nutzen kann. Das komische Gefühl, im Augenblick nichts zu

haben, womit ich mich beschäftigen könnte, ist unangenehm. Ich muss etwas tun.

Ohne zu wissen warum, drehe ich mir eine Zigarette aus altem, trockenem Tabak. Er befindet sich in einem kleinen Beutel, den mein Cousin hier vergessen hat, als er an Weihnachten zu Besuch war. Ich war nie Raucher, und ich hätte nie gedacht, dass ich einer werden könnte, aber in letzter Zeit habe ich mir das Rauchen doch angewöhnt. Es ist ein seltsamer Energie-Kick – der Nikotin-Rausch. Ich halte die dünne brennende Papierrolle in meinen Fingern, was mir ermöglicht, auf einer Stelle zu stehen und darüber zu sinnieren, wie ich mich selbst glauben machen könnte, dass ich eigentlich etwas tue, was dazu führt, dass sich meine mir selbst auferlegte Schuld, Zeit zu verschwenden, in Rauch auflöst.

In Jacke und Stiefeln gehe ich hinaus auf die verschneite Vordertreppe. Die Nacht ist klar und kühl – schneidend kalt. Ich zünde die Zigarette an, nehme einen Zug, blase ein wenig Rauch aus und hebe den Kopf. Einige sehr klare Sterne scheinen durch die nebligen Lichter der Stadt und das Nikotin tanzt in meinem Gehirn. Ich fühle mich nicht mehr so deprimiert und plötzlich bin ich voller Optimismus:

Ich werde auf keinen Fall den Abend schmollend auf dem Sofa verbringen.

Vielleicht sollte ich irgendwo einen Drink nehmen. Ein bisschen Gesellschaft würde mir guttun und meine Lieblingskneipe ist auch nur eine Viertelstunde zu Fuß von meinem Haus entfernt. Es klingt lächerlich, aber ich bin dieser besonderen Bar seit der Zeit treu, seit der ich mich als Minderjähriger zum ersten Mal hineingeschlichen habe. Ich war erst siebzehn, als meine Freunde und ich die Türsteher mit falschen Ausweisen überlisteten. Später wurden wir dann doch rausgeworfen, als einer meiner Freunde fast eine Schlägerei auf der Tanzfläche angefangen hätte. Ich erinnere mich noch heute gerne daran, wie er zappelnd und lachend auf den Schultern eines riesigen Türstehers hinausgetragen wurde.

Bei dem Gedanken muss ich schmunzeln, aber das nostalgische Gefühl verblasst langsam. Ich könnte mich heute nicht mehr auf diese Art benehmen. Ich bin jetzt ein junger seriöser Büroangestellter. Es ist schwer genug, sich in meiner Branche durchzusetzen, hemmungslose Partys sind da nicht mehr drin. Wenn ein Kunde mich an einem Montagabend losgelöst auf der Tanzfläche sehen würde, könnte ich

mir nicht mehr sicher sein, ob er mir in Zukunft seine Geschäfte anvertraut.

Der Tabak brennt runter und ich komme zu dem Schluss, dass ein oder zwei harmlose Drinks nicht schaden können. Der Zigarettenfilter verglüht in einer Schneewehe, als ich die Treppe hinuntergehe.

Die große Holztür der Bar öffnet sich und Wärme dringt nach draußen. Ich hinterlasse eine dünne Schneespur auf dem stark abgenutzten Holzboden, als ich zur Theke gehe. Ich setze mich an die Bar, ziehe meine dicke schwarze Winterjacke aus und bestelle bei dem jungen Iren hinter der Theke ein Pint Bier. Er zapft es und stellt es dann vor mich hin.

„Sieben Dollar fünfzig“, sagt er.

Ich bezahle und es gelingt mir, ihn in ein kurzes Gespräch zu verwickeln. Doch unsere Konversation ist sehr oberflächlich – wir reden über die NHL Eishockey-Liga und den überdurchschnittlich starken Schneefall. Während des Gesprächs schaue ich abwechselnd auf mein Smartphone und das Eishockeyspiel im Fernsehen.

Die Kundschaft hier hat nur wenig mit den gut gekleideten, lächelnden Gästen in der fiktiven Bar aus der Serie, die ich immer sehe, gemeinsam. Heute Abend ist das Lokal fast leer, bis auf ein paar Arbeiter in öligen Overalls, die Burger essen, und ein Pärchen in mittlerem Alter, das im hinteren Teil der Bar in ein ruhiges Gespräch vertieft ist.

Alles in allem ein wenig enttäuschend. Ich versuche, mich im klaren Flimmern des Bildschirms hinter der Theke und dem runden Wohlgefühl des Bierglases in meiner Hand zu verlieren. Der Bildschirm lenkt mich von meinen Gedanken ab und der Drink ist eine beiläufige Tätigkeit, die mir ermöglicht, einfach nur so dazusitzen. Die Stunden vergehen, gleichförmig und schmerzlos, während ich langsam meine Pints trinke. Es gelingt mir, tiefere Gedanken zu vermeiden, und das betrachte ich als Erfolg.

Der Barmann beginnt, Flaschen einzusammeln, Rechnungen auszustellen und sauber zu machen. Ich bin noch nicht bereit, nach Hause zu gehen, aber ich habe das Gefühl, dass ich austrinken sollte, damit er den Laden schließen kann. Ich zahle und ziehe meine dicke Jacke an.

Draußen schlendere ich langsam los, unschlüssig darüber, was ich tun oder wohin ich gehen soll. Die Geschäfte um mich herum sind

geschlossen, die Straßen menschenleer. Ich wechsele die Straßenseite und gehe in den Park. Dann ändere ich die Richtung und steuere auf mein Haus zu. Ich komme zu dem Schluss, dass ich es heute wohl doch noch schaffen werde, ein paar Stunden zu schlafen.

Aber ich habe keine Eile nach Hause zu kommen. Als ich an das andere Ende des Parks gelange, entscheide ich mich für einen kurzen Umweg an meinem Büro vorbei. Ich wollte schon immer wissen, wie es dort bei Nacht aussieht, wenn die Lichter aus sind und der Parkplatz leer ist. Als ich näherkomme, sehe ich, dass das Gebäude leblos und kühl wirkt, ich fange an zu zittern. Ich bleibe mitten auf der Straße stehen, schaue nach vorn und spüre den eisigen Wind, der von hinten an meinen Beinen hinaufkriecht. Nach einigen sinnentleerten Augenblicken gehe ich weiter.

Ich sehe mich nicht um. Ich überquere die leere Hauptstraße, die normalerweise voll von langsam fahrenden Autos ist, und gelange zum Rand meines Wohnviertels. Zu dieser Tageszeit ist hier alles in tiefen Schlaf versunken. Aus den Schornsteinen steigt Rauch und die Häuser sehen wie träumende Gesichter aus, schlafend im Dunkeln. Ich gehe weiter, umgeben von tiefer Ruhe, begleitet von den auf die eisigen Stra-

ßen rieselnden Schneeflocken, die im blassen orangenen Lichtkegel der Straßenlampen funkeln.

Meine schwere Einsamkeit schwindet, als ich auf den klaren, überirdischen Schein des einzigen Gebäudes aufmerksam werde, das zu dieser Tageszeit noch geöffnet hat: den 24-Stunden-Supermarkt. Wie ein Falter vom Licht werde ich von ihm angezogen und entscheide mich, den riesigen, leeren Parkplatz zu überqueren und zum hoch aufragenden Ladeneingang zu gehen.

Die automatische Tür gleitet leise auseinander und mir weht ein warmer Luftzug entgegen. Die Beleuchtung des Supermarkts ist strahlend weiß, und obwohl der Laden eine physische Wärme ausstrahlt, ist er gleichzeitig absolut unpersönlich. Abgesehen von ein paar Angestellten, die zum blechernen Sound der stark komprimierten Pop-Country Musik, die aus den Lautsprechern hallt, die Regale auffüllen, ist der Laden leer.

Ich gehe langsam an der geschlossenen Bäckerei vorbei und steuere auf die Abteilung für Obst und Gemüse zu. Meine Gedanken verschwimmen im Nebel, ich stelle mir die paradiesischen Orte vor, an denen die verschiedenen Obst- und Gemüsesorten wachsen, bevor

sie gekidnappt und in die eisbedeckte kanadische Prairie transportiert werden. Im Schoß des Winters ist es schwierig sich vorzustellen, wie es ist, an einem Ort zu leben, wo zu dieser Jahreszeit so wundervoll lebendige Arten wachsen.

Mein betrunkenere, unkonzentriertere Kopf wird von den Papayas abgelenkt, ich nehme eine Frucht in die Hand. Ich würde sie gern kaufen – Papayas sind mein Lieblingsobst –, aber ich zögere. Mir fehlt die Fähigkeit, den Reifegrad des Obsts richtig abzuschätzen, weshalb ich schon mehrfach enttäuscht wurde. Ich war ungeduldig und habe die Frucht zu früh aufgeschnitten oder ich habe zu lange auf den richtigen Augenblick gewartet und die Papaya wurde überreif und war nicht mehr genießbar. Ich mag sie zwar für mein Leben gern, aber ich habe die Hoffnung, einmal eine Papaya in meiner Küche zu essen, aufgegeben – bei jedem erneuten Versuch endete das Obst als runzeliger, lederartiger Kadaver im Mülleimer.

Ich werde durch Geräusche am anderen Ende des Supermarktgangs aus meiner Trance gerissen. Ein lautes Lachen entweicht die sterile Umgebung und erregt meine Aufmerksamkeit. Lenkt sie auf eine bunte Gruppe von Freaks in bunten Second-Hand Klamotten, die wie Kari-

LAVENDER GIRL

katuren wirken. Sie sind zu dritt. Ein langer, knochiger Typ mit blonden Rasta-Locken, ungleichmäßigem Bart und einem Sweatshirt mit wilden Mustern. Ein süßes Mädchen mit einem etwas befremdlich wirkenden Kleidungs mix aus russischer Fellmütze und einem dreckigen, zerrissenen, überlangen mexikanischen Poncho, den sie auf dem Boden hinter sich herschleift. Das dritte Mitglied der Gruppe ist eine echte Schönheit. Unter einem losen Gewirr rotblonder Locken, die auf einer Seite ganz kurzgeschoren sind, lugt ein zartes Ohr hervor. Eine abgetragene lavendelfarbene Vintage-Jacke mit einem billigen Kragen aus falschem Pelz ist das einzige, was dieses zierliche Geschöpf vor den vier Elementen schützt.

Sie hat Farbflecken auf dem Hals, vielleicht die Andeutung eines Tattoos. In ihrer unteren Lippe steckt ein kleiner, schmaler Ring, der meinen Blick von ihren feinen Gesichtszügen auf ihr breites Lachen lenkt, das kleine Zahnlücken sichtbar macht.

Sie lacht wieder.

Ich kann nicht sagen, ob ich mich angezogen oder abgestoßen fühle. Wie gebannt sehe ich zu, wie sich die drei mit Weintrauben bewerfen. Ihr Benehmen ist frustrierend und inspirierend zugleich. Ich bin soli-

LAVENDER GIRL

darisch mit dem, der die Trauben später aufräumen muss, aber gleichzeitig hätte ich Lust mitzumachen.

Schließlich siegt meine Neugier über die Vernunft. Gestärkt vom Bier werfe ich dem Mädchen in der lavendelfarbenen Jacke einen Blick zu und lächele sie an, als sie mit ihren Freunden an mir vorbeigeht. Ich muss lächerlich wirken, wie ich da wie ein betrunkenener, schlafwandelnder Biologe die Papayas untersuche.

Aber meine verkrampfte Körpersprache hat scheinbar doch etwas vermittelt. Das Mädchen bleibt stehen, dreht sich um und fragt: „Du stehst auf mich, oder?“

Ich bin sprachlos. Sind meine Absichten so offensichtlich?

„Ich was?“ frage ich in meiner trunkenen Dummheit überrascht. Dabei bin ich der einzige andere Kunde im Laden.

Sie lacht wieder, eine komische Situation. Zwischen einzelnen Lachsalven prustet sie: „Nein, ich rede mit der Papaya.“

Wie peinlich! Ich stottere: „Na ja... Papayas sind angeblich gut für die Verdauung.“

Als sie ihren Kopf in einem erneuten Anfall von Lachen in den Nacken wirft, bin ich verunsichert. Macht sie sich über mich lustig oder lacht sie mit mir?

Aber meine Sorgen verfliegen, als sie eine abwinkende Geste in Richtung ihrer Freunde macht. Sie kommt näher. Ihre schwarzen Lederstiefel, die früher wohl stabil waren, drohen jeden Moment auseinanderzufallen, und betonen noch stärker ihre zierliche Figur. Sie ist leicht asymmetrisch, unkonventionell und trägt zerrissene Klamotten. Doch das Chaos wird durch ihre unbeschwertere selbstbewusste Art zusammengehalten.

„Kommst du klar? Oder brauchst du Hilfe?“ fragt sie mit ernster Miene.

„Na ja... eigentlich ja“, antworte ich verkrampft. „Ich schaffe es nie, eine reife Papaya auszusuchen.“

Sie nimmt mir die Papaya aus der Hand, reibt ihre glatte Schale und wirft dann einen Blick auf die anderen Früchte im Regal.

„Na ja, sind alle noch nicht reif. Du solltest warten, die brauchen noch ein bisschen Zeit. Ich würde keine von denen kaufen“, sagt sie plötzlich mit sanfter Stimme.

„Aha“, flüstere ich. „Danke.“

Die Zeit bleibt stehen, als ich in ihre grünen Augen blicke und sie meinen Blick erwidert.

„Kein Problem“, antwortet sie. Ihre Freunde sind schon beim Ausgang. „Ich muss los. Vielleicht sieht man sich ja mal.“

Sie dreht sich um und ist im Begriff zu gehen. Doch bevor es zu spät ist, bevor die vage Unbeschwertheit dieser Begegnung, die aus einer anderen Welt zu sein scheint, verschwindet, platzt es aus mir heraus: „Warte – ich möchte dich wiedersehen.“

Sie zögert, schließt kurz die Augen und überlegt. „Ok... ich hab ein gutes Gefühl“, sie nickt mir zu und lächelt sanft.

Dann zieht sie ein Stück Papier aus der Tasche ihrer lila Jacke und kritzelt mit dem Kugelschreiber von der Kasse etwas darauf. Sie schreibt langsam und beißt sich dabei in die Zunge. Als sie fertig ist, kreuzen sich unsere Blicke. Ohne den Blick zu senken reicht sie mir das Papier. Sie nickt wortlos und lacht, dreht sich um und geht und mit ihr alle Farben im Laden.

Ich werfe einen Blick auf das Papier.

LORELEI steht dort. Unter ihrem Namen ist eine E-Mail-Adresse geschrieben. Natürlich, sie hat ja kein Telefon. Meine Neugier auf dieses zweifellos sonderbare Mädchen steigt. Ich stecke das Stück Papier so vorsichtig in meine Jeans, als ob es eine Hundert-Dollar-Note wäre.

LAVENDER GIRL

Ich höre auf ihren Rat und kaufe keine Papaya. Stattdessen nehme ich ein Ginger Ale und eine Packung All-Dressed Chips. Ich lache vor mich hin. Fast hätte ich eine Papaya gekauft. Das wäre der gesündeste Snack, den ich mir in betrunkenem Zustand je gegönnt hätte.

Als ich an der Kasse vorbei bin, öffnet sich surrend die automatische Tür. Die frostige Januarluft schneidet sich in Sekundenschnelle tief in meine Haut. Ich sehe mich auf dem riesigen, gut beleuchteten Parkplatz um, aber Lorelei und ihre Freunde sind weg. Ich drehe mir mit durchgefrorenen Fingern eine unförmige Zigarette, stecke sie zwischen die Lippen und schnippe kurz mit dem Feuerzeug. Ich atme aus und auf meinem Gesicht macht sich ein Lächeln breit.

NEW CONTEST

I WANNA HAVE A CONTEST
WHILE I TAKE DOWN YOUR DRESS
OH DARLIN, YOU A HOT MESS
MOST OF ALL, I DON'T WANNA BE ALONE
JUST A SHOOTIN' STAR'S LOST SOUL
SHINING DOWN ON YOUR BODY, TURNING YOU BLUE

I DON'T WANNA BE YOUR BABY
TELLING ME MAYBE
THE LOVE INSIDE
THE CRYSTAL BALL IS BRIGHT
I DON'T WANNA BE THE SUNSHINE
SHINING DOWN ON YOUR MOONLIGHT
ON A BED OF FIREFLIES
TURNING YOU BLUE.

I DON'T WANNA BE THE SUNSHINE
SHINING DOWN ON YOUR MOONLIGHT
I'LL BE THERE FOR YOUR SUNRISE
TURNING YOU BLUE
... I'LL BURN FOR YOU.